

»Ihre Kontaktdaten sind in meinem Telefon. Der Code lautet 1066. Und Sie können ihr sagen, das Verlängerungskabel gehört ihr. Sie wird wissen, was ich meine. Es ist mir gerade wieder eingefallen.«

»Dann haben Sie sich getrennt?«, fragte Maclure.

»Sie hat es nicht mehr ausgehalten«, murmelte Stephen.

»Tut mir leid, bei diesem Wind kann ich Sie nicht verstehen. Ich komme ein bisschen näher zu Ihnen, okay? Aber ich lasse die Hände in den Taschen.«

Er stellte sich direkt unter Stephen, der sich noch weiter zum Innenbereich der Brücke drehte, um sich Gehör zu verschaffen.

»Ich sagte, sie hat es nicht mehr ausgehalten«, rief er. »Sie hat getan, was sie konnte. Ich bin nicht wütend auf sie. Es ist wichtig, dass sie das weiß.«

»Okay. Das klingt aber nicht, als wäre in dieser Beziehung alles geklärt worden. Vielleicht sollten Sie ihr den Gefallen tun und ihr das selbst sagen. Was meinen Sie?« Er zog Stephens Mobiltelefon aus der Tasche.

»Nun spring endlich! Ich komme jetzt schon zu spät zur Arbeit!«, brüllte jemand aus den Reihen der Zuschauer.

»Achten Sie nicht darauf«, sagte Maclure rasch und streckte eine Hand nach Stephen aus.

Der betrachtete sie stirnrunzelnd und schüttelte den Kopf. »Ich bringe jeden gegen mich auf«, klagte er und schwang sein Bein über die Barriere, sodass er wieder ganz auf der Wasserseite stand.

»Glauben Sie mir, so einen gibt es immer, okay? Einen kranken Mistkerl, der nur Blut sehen will. Ignorieren Sie ihn. Lassen Sie uns Rosa anrufen. Sie wird Ihre Stimme hören wollen. Tief im Herzen wissen Sie selbst, dass das der Grund ist, warum Sie wollten, dass ich an Ihrer Stelle mit ihr rede. Ich komme zu Ihnen, damit ich Ihnen das Telefon geben kann.«

»Sie tragen keine Handschuhe«, bemerkte Stephen flüchtig, während die Schmerzen in seinem eigenen Körper ihn zu überwältigen drohten. Es kostete so viel Kraft, das Gleichgewicht zu halten. »Sie werden sich die Hände aufreißen ...«

Maclure hatte bereits angefangen zu klettern. Stephen überlegte, ob er ihn aufhalten sollte, indem er drohte zu springen, aber er wollte Rosas Stimme wirklich noch ein letztes Mal hören. Während Maclure sich näherte, studierte Stephen das Meer der Gesichter hinter der improvisierten Tatortabspernung aus Flatterband, das die Polizei in aller Eile angebracht hatte. Ein Mann stand da, die Hände in den Taschen vergraben, und grinste ihn mit leuchtenden Augen an. Eine Frau schnauzte einen Polizisten an. Eine ältere Dame war in Tränen aufgelöst. Obwohl er es nicht für möglich gehalten hatte, hasste Stephen sich tatsächlich noch ein bisschen mehr, weil er solch einen Kummer verursacht hatte.

Der grinsende Mann fing an zu lachen, er brüllte es regelrecht hinaus, sodass Stephen es nicht überhören konnte. Es klang so entsetzlich wie ein Nagel auf einer Schiefertafel. Er schlug die Hände über die Ohren, stürzte voran und verfiel sich mit einem Stiefel zwischen zwei Metallstangen.

Er kippte kopfüber, griff nach dem Geländer, schlug sich erst das Knie und dann die Hüfte an dem Metall an, rollte auf den Bauch, bis sein Kopf über dem Wasser hing. Der lachende Mann lachte noch lauter. Trotz des Windes, des tosenden Wassers und der Schreie aus der Menge war das Gegacker alles, was er hören konnte.

Mit beiden Händen griff er nach dem Zaun, kämpfte gegen das Bestreben seines Körpers, sich aufzurichten, und die Stimme in seinem Kopf, die ihm sagte, er solle loslassen. Binnen Sekunden wäre alles vorbei. Er musste kein letztes Mal mit Rosa sprechen. Das würde mehr Probleme aufwerfen, als es lösen konnte. Die Luft würde an ihm vorbeirauschen, wenn er fiel, er hatte die Chance, den freien Fall zu erleben, und dann vielleicht ein flüchtiges Gefühl von Kälte oder einem Aufprall, aber das würde nicht lange genug vorhalten, damit er es verarbeiten oder Schmerz empfinden konnte.

Stephen ließ mit einer Hand los und schloss die Augen.

»Er wird loslassen!«, schrie eine Frau.

Da waren laute Rufe, das Hämmern von Stiefeln, die hart auf Beton prallten, und ein aufgeregtes Kreischen. Das war der Mann mit den leuchtenden Augen, dachte Stephen. Er war hier, um ihn sterben zu sehen. Vielleicht war er der Tod. Stephen war nie religiös oder abergläubisch gewesen, aber vielleicht sah er nun endlich die Welt ohne Scheuklappen. All die Horrorfilme, die Geschichten über Begegnungen mit dem Übernatürlichen, die Kindermärchen waren real.

Eine Hand schloss sich mit hartem Griff um das Fußgelenk über seinem eingeklemmten Stiefel.

»Ich habe Sie«, sagte Maclure. »Reden Sie mit mir, Stephen. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt für Entscheidungen.«

»Der Tod ist hier«, sagte Stephen und verdrehte sich den Hals, um Maclure in die ruhigen braunen Augen zu blicken.

»Wenn er hier ist, dann nicht Ihretwegen. Nicht heute. Kommen Sie, halten Sie sich am Geländer fest und ziehen Sie sich mit ihren Bauchmuskeln ein Stück weit hoch. Ich muss nur Ihren Gürtel greifen können.«

»Ich weiß nicht«, sagte Stephen.

»Na gut, aber ich bin jetzt auf Ihrer Seite der Barriere. Wenn Sie jetzt den Fuß rausziehen, dann nehmen Sie mich mit in die Tiefe.« Maclure lächelte sanft.

Das war weder eine Drohung noch irgendein Getue. Stephen erkannte die Wahrheit in seinen Worten.

Als Maclure mehr von dem Stoff von Stephens Jeans packte, fiel ein Mobiltelefon aus seiner Tasche und stürzte in die eiskalte Strömung unter ihnen, verschwand im Wasser, als hätte es nie existiert.

»Mist, das tut mir leid. Ich wollte Ihnen die Chance geben, mit Rosa zu sprechen. Ich kaufe Ihnen ein neues, wenn ich Sie damit wieder hier rauflocken kann. Was halten Sie davon?«

Stephen starrte dem Telefon nach. So wollte er nicht gehen. Er wollte nicht einfach aufhören zu existieren – aus der Welt gelöscht werden, ohne eine Spur zu hinterlassen, würde sein ganzes Leben sinnlos machen. Er spannte seinen ganzen Körper an, begriff plötzlich, warum Sit-ups doch keine Zeitverschwendung gewesen waren, packte die

unterste Stange des Geländers und erkannte erstmals, was die Kletterei über die Suizidpräventionsbarriere mit den Händen seines Retters angestellt hatte. Blut troff aus tiefen Schnitten in seinen Handflächen, und die Haut flatterte im Wind, als er die Hand ausstreckte, um nach Stephens Gürtel zu greifen.

»Ich wollte nicht, dass Sie verletzt werden«, sagte Stephen. »Danke.«

Er schaffte es, ein Knie in die Lücke zwischen den Metallstreben zu zwängen, und drückte den Körper weit genug hoch, damit Maclure ihn packen konnte.

»Danken Sie mir später«, sagte Maclure. »Jetzt sollten wir erst mal weg von den Zuschauern und eine Tasse Kaffee für Sie besorgen.«

Gebrüll brandete auf, als die Polizei Seile über die Barriere warf, die sie sich um die Taille binden sollten, und einen Polizeiwagen auf die anderen Enden rollte, um sie unter den Reifen zu sichern.

»Warum haben Sie Ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt?«, fragte Stephen, als er endlich auf einer Höhe mit Maclure war und ihm direkt in die Augen sah.

»Wir haben alle unsere Dämonen«, sagte Maclure. »Jeder Einzelne von uns. Wer etwas anderes behauptet, hat lediglich besser zu lügen gelernt als Sie und ich. Meine Art, mit meinen umzugehen, ist, mein Bestes zu tun, um anderen Menschen zu helfen. Das ist purer Egoismus, wenn man es genau betrachtet.«

Stephen legte einen Arm um Maclures Nacken und zog ihn für einen Moment fest an sich. »Ich schulde Ihnen mein Leben«, sagte er.

Und er meinte es auch so, aber alles, woran er denken konnte, waren die Dämonen, die Maclure erwähnt hatte, und der Mann in der Menge, der ihn immer noch beobachtete. Er lachte nicht mehr. Nicht einmal die Spur eines Lächelns zeigte sich in seinem Gesicht.

Kapitel zwei

3. März

Detective Inspector Luc Callanach stand da, starrte den Mann in dem zerschlissenen Lehnstuhl an und dachte über Leute nach, die beteuerten, jenen zu vergeben, die ihnen schwerstes Leid zugefügt hatten. Eltern, die willkürlich Bomben legenden Terroristen vergaben, dass sie ihnen auf grausamste Art die Kinder geraubt hatten. Trauernde, die kein böses Wort über den betrunkenen Fahrer verloren, der für ihren Kummer verantwortlich war. Nie im Leben wäre Luc fähig, in seinem Herzen genug Raum für solch eine Geste zu finden.

Der Mann blickte zu ihm auf und öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen. Stattdessen blies er eine Kaugummiblase und schlug danach, ehe er die Hand wieder in den Schoß sinken ließ. Bruce Jenson litt an Alzheimer. Zu gut für ihn, dachte Luc und schaute zum Fenster hinaus auf den ausgedehnten Rasen des Pflegeheims, während das letzte Licht des Tages erlosch. Jede Krankheit, die es solch einer Bestie gestattete, zu vergessen, was sie getan hatte, war zutiefst ungerecht.

Luc trat einen Schritt vor, ging in die Knie und studierte die wässrig-blauen Augen, die sehend waren und doch nichts sahen.

»Waren Sie derjenige, der meine Mutter vergewaltigt hat?«, fragte er. »Oder haben Sie nur zugesehen, während Ihr Geschäftspartner sie geschändet hat? Haben Sie gedroht, meinen Vater zu feuern, wenn meine Mutter ihm erzählt, was passiert ist? Wer ist zuerst auf die Idee gekommen, Sie oder Gilroy Western?«

Jenson gab ein ersticktes Ächzen von sich, und seine Schultern erbebten unter der Mühe, die es ihn kostete, einen Laut zu erzeugen.

Luc nahm ein Foto von seiner Mutter und seinem lange verstorbenen Vater aus der Tasche und hielt es Jenson vors Gesicht. Der ließ den Kopf hängen. Luc ergriff sein Kinn und hielt ihm erneut das Foto vor die Augen. Er wusste, dass das, was er tat, falsch war. Bruce Jenson würde auf nichts reagieren, wie sehr er sich auch bemühte. Sechzig Sekunden nachdem er den Raum verlassen hätte, würde sich der Mann, der vor so vielen Jahren der Chef seines Vaters gewesen war, nicht einmal mehr daran erinnern, dass ein anderer Mensch dort drin bei ihm gewesen war.

Trotzdem konnte er sich nicht zurückhalten. All die Jahre hatte die Vergewaltigung nachgehallt, die seine Mutter erlitten hatte. Das Trauma war so schlimm gewesen, dass sie Luc, als er fälschlich des gleichen Delikts beschuldigt worden war, im Stich

gelassen hatte. Doch Jenson und Western hatten für das, was sie getan hatten, nie bezahlt.

Luc hatte sein Bestes getan, um sie nicht zu verfolgen, hatte sich gesagt, es wäre besser, gar nicht an die Vergangenheit zu rühren, hatte gewusst, dass er die Nerven verlieren würde – womöglich auf verhängnisvolle Weise –, wenn er je mit einem der Männer in Kontakt käme. Aber er hatte gerade eine Woche in Paris mit seiner Mutter verbracht, und wieder in Frankreich zu sein hatte all den Schrecken seiner eigenen Haft und das Ende seiner Karriere bei Interpol wieder aufleben lassen.

Er hatte alles zurücklassen müssen, was ihm lieb und teuer gewesen war, weil eine Kollegin, die regelrecht besessen von ihm war, die schlimmste Lüge vorgebracht hatte, die man über einen Mann erzählen konnte, und doch war der Vergewaltiger seiner Mutter immer noch auf freiem Fuß. Wie sehr er sich auch bemüht hatte, die beiden Männer in Ruhe zu lassen, die einst eines der erfolgreichsten Unternehmen von Edinburgh geleitet hatten, war ihm doch klar geworden, dass er diese Schlacht längst verloren hatte. Und hier war er nun – benutzte seinen Dienstaussweis als Polizist, um in das Pflegeheim zu gelangen, in dem Bruce Jenson früher oder später sterben würde – und verlangte immer noch nach Antworten. Gierte immer noch nach Rache.

»Erkennen Sie sie? Ist da drin noch irgendein Teil von Ihnen aktiv? Sie haben ihr Leben zerstört, und dann haben Sie auch meins zerstört. Und das Schlimmste ist ...« Luc spie die Worte hervor, und ein Schluchzen stieg tief aus seiner Kehle empor, als er weitersprechen wollte. »Das Schlimmste ist, dass einer von euch verdammten Scheißkerlen mein beschissener Vater sein könnte.«

Bruce Jenson's Mundwinkel zuckten aufwärts. Nur ein Zufall, sagte sich Luc. Nichts weiter als ein unwillkürliches Muskelzucken. Aber hatte er nicht zugleich den Blick weiter nach oben gerichtet, versucht, Luc in die Augen zu sehen, auch wenn es ihm nicht ganz gelungen war?

»Mein Vater hat jahrelang für Sie gearbeitet. Er hat zu Ihnen aufgeblickt, hat Ihnen vertraut. Sie haben ihn während der Weihnachtsfeier losgeschickt, damit er einen liegen gebliebenen Laster abholt, und dann haben Sie gemeinsam meine Mutter vergewaltigt. Ihr Name war Véronique Callanach, und wenn Sie jetzt wieder lächeln, dann, das schwöre ich, werde ich Sie erwürgen.«

Ein Speichelfaden rann über Jenson's Unterlippe und glitt langsam an seinem Kinn herab. Callanach's Magen krampfte sich zusammen. Er konnte seine Mutter in dem Kleid, auf das sie so stolz gewesen war, das sie aber für viel zu teuer für so eine einfache Person wie sich gehalten hatte, regelrecht vor sich sehen, konnte zuschauen, wie sie mit einem Sack über dem Kopf in Jenson's Büro zu Boden gedrückt wurde. Er konnte ihre Schreie hören, ihren Schmerz und ihren Abscheu spüren. Und dann die Scham, gefolgt von dem Entsetzen, als sie erkannte, dass sie mit ihrem ersten und – wie sich herausstellen sollte – einzigen Kind schwanger war, und wusste, dass sie Luc's Vater niemals erzählen konnte, was passiert war.

Dass er seinen Job verloren hätte, wäre noch das kleinste Problem gewesen. Er hätte sowohl Jenson als auch Western getötet für das, was sie ihr angetan hatten, und dann hätte sie die nächsten zwanzig Jahre damit verbracht, einen guten Mann, der sonst